



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

Im Maler-Atelier.



- Oh, Mathilde ist sehr tugendhaft und steht nur Modell, um die Familien-Tradition fortzupflanzen.
- Wieso?
- Nun, ihr Vater war auch Modellstecher.

Wie fängt man es an?

Eine Salongeschichte.



saß und weil seit langer Zeit schon der Anblick dieser Frau sein ganzes Wesen in Erschütterung brachte.

Er liebte Alles an ihr, angefangen bei ihrer phantastischen, bizarren Art zu sprechen, die jäh von einem Gegenstande zum andern hüpfte, bis zu ihrem schmach tenden, müden Sichgehenlassen.

Graf Erdödy war, obgleich er von einem Heldengeschlechte herstammte, keineswegs eine sieghafte, erobernde Natur. Er war ein schöner Mann, aber von einer etwas kühlen, nachdenklichen Schönheit, die von ihm selbst und von den Frauen, mit welchen er verkehrte, alle Kaprizen fernhielt. Noch im Alter von 27 Jahren hatte er einen Zug der Maidetät, eine schülerhafte Befangenheit nicht abstreifen können.

Die Markgräfin Vicentini war heute wieder in übermüthiger Laune. Zur Fürstin Rothenburg gewendet, welche die „herzige Gertrud“ sehr verhätschelte, redete sie wieder einmal das tollste Zeug durcheinander und verließ endlich den Salon, ohne den Grafen Erdödy auch nur eines Wortes zu würdigen. Es waren viele Besucher da, so daß Georg — so hieß der Graf — der jungen Frau unbemerkt folgen konnte. Er erreichte sie in dem Augenblicke, als ihr Diener den Wagenschlag öffnete.

— Ah, Sie gehen auch? fragte sie, als sie den Grafen erkannte. Sie haben sich wohl gelangweilt da oben. Dieser Professor Grillen-

spitz ist mörderisch mit seinen Geschichten . . .

— Ach, was kümmert mich der Professor Grillenspitz! . . .

— Adieu, Graf! Sieht man Sie heute Abends in der Oper?

Und fort war sie.

In der Oper! . . . Vielleicht wird es ihm da gegönnt sein, fünf Minuten mit ihr allein zu bleiben, ihr ein Wort zuflüstern zu dürfen, das sie ohne Groll anhören wird . . .

I.

Warum fühlte Graf Erdödy sein Herz heftiger pochen, als er den im Style des Empire gehaltenen großen Salon betrat, in welchem seit so vielen Jahren die alte Fürstin Rothenburg Hof hielt?

Warum? Weil er mit dem ersten Blick die Markgräfin Vicentini erkannte, die mit einer mit blauem Fuchs verbräunten, dunkelrothen Sammtrobe bekleidet in einer Causeuse

II.

Um acht Uhr saß Graf Georg im Zuschauersaale der Oper. Er führt sein Opernglas im Kreise herum; aber sie ist nicht da; sehr viele starkbeleibte Damen in den Logen, Damen, die kommen man weiß nicht woher und verschwinden man weiß nicht wohin. Die Damen der Aristokratie scheinen sich fernzuhalten. Es vergeht eine Stunde und noch eine halbe Stunde: die Markgräfin erscheint nicht; sie hat wieder einmal ihr Spiel mit ihm getrieben. Endlich, kurz vor zehn Uhr, öffnet sich eine Loge in der Nachbarschaft der heute leer geliebener der Fürstin Rothenburg und eine weiße Wolke schwebt herein, gefolgt von einem alten Herrn, der seinen Frack ganz mit der Würde des Diplomaten im Ruhestande trägt, der er auch ist. Der alte Herr ist der Vater der Markgräfin Gertrud Vicentini, ehemaliger Botschafter seines Souverains am goldenen Horn. Die rosa Wolke trug keinen andern Schmuck, als eine Kibelle von Brillanten, die sich in ihrem herrlichen Blondhaar wiegte. Die griechisch zugeschnittene Robe ließ mit grausamer Berechnung einen runden, anmuthig geformten Nacken und einen Theil der Schultern frei. Graf Georg saß in Bewunderung dieser reizvollen Erscheinung versunken, bis ein einladendes Lächeln ihn aus dieser Bewunderung zog. Er vermochte kaum den Zwischenakt zu erwarten, damit das Paradies sich ihm endlich öffne.

In dem Paradiese saß die kleine Eva, deren Vater und ein Besucher, der joviale Baron Fillenberg, der fünfzig Jahre seines sorgenfreien Klub- und Theaterlebens glücklich abgehospelt hatte und mit zu den Verehrern der schönen Gertrud zählte.

— Ah, Georg! rief er, indem er dem Eintretenden die Hand bot.

Nach dem Austausch der Begrüßungen hörte Graf Erdödy die junge Frau sagen:

— Ich bemerkte soeben dem Baron, diese Musik sei für die tauben Leute gemacht.

— O, warum denn?

— Weil sie sie nicht hören.

— Doch, sie hören sie; dieses Geschmetter der Posauern und dieses Gepolter der Pauken und Trommeln ist fürwahr geeignet, die Todten zu erwecken. In diesem Schlachtgetümmel geht die Melodie unter. Adieu, Madame!

— Sie gehen?

— Ich will doch nachsehen, ob die Buffetdame Louise ihren guten Sherry und ihr kleines Schnurbärtchen noch hat.

— Ich gehe mit Ihnen, sprach der alte Diplomat.

Der arme Georg war verlegen und erhob sich gleichfalls.

— Sie bleiben bei mir, Graf, sagte Gertrud mit einer Bestimmtheit, die ihn entzückte.

Er nahm wieder Platz und die Logenthüre schloß sich. Er bebte und schwieg. Gertrud musterte mit ihrem Opernglase die Logen-Inassen.

— Wer ist jene Dame im himmelblauen Kleide? fragte sie.

— Jene Dame? die mit dem rothen Haar . . . mit der stolzen Haltung? . . . stammelte Georg, bis ins Weiße der Augen erröthend.

Es war die Gräfin Tralozmontes, eine Dame von etwas schleißigem Rufe, die Maitresse eines seiner Freunde.

— Es ist . . . es ist eine Spanierin . . . schloß er.

— Sie sind aber drollig! lachte Gertrud. Es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie die Dame kennen oder nicht kennen.

— Wie finden Sie den jungen König von Serbien?

— Den König von Serbien? Ich habe nicht die Ehre, Se. jugendliche Majestät zu kennen.

— Sie waren neulich bei dem Diner des deutschen Botschafters. Ist es wahr, daß die Fürstin Buchheim die Schönste gewesen?

— Ja, Madame, weil Sie nicht dabei waren.

— Schau, Das haben Sie nicht übel gesagt. Ich erlaube Ihnen so fortzufahren.

Graf Georg brante vor Ungeduld. Die himmelblane Dame, der König von Serbien, die Fürstin von Buchheim — was kümmerten sie ihn? Die Augenblicke waren kostbar und verfloßen ungenützt. Noch hatte er kein Wörtchen gesagt und Gertrudens Vater konnte jeden Augenblick zurückkommen. Und doch sind die Worte: „Ich liebe Sie“ sehr bald gesprochen. Aber es war unmöglich, sie überschweimte ihn mit den unfinnigsten Fragen. Er wüthete und schaute verlegen zu Boden.

— Sie scheinen traurig zu sein, Graf? sagte die Markgräfin. Gehen Sie vielleicht auf Freiersfüßen?

Auf Freiersfüßen! Das war so gut wie eine offene Thüre, durch die er nur einzutreten brauchte. Er brauchte nur zu antworten: „Wie? ich heirathen? Nein! niemals! denn ich liebe zum Rasendwerden eine Frau, die . . . eine Frau, welche . . . u. s. w. u. s. w.“ Aber Georg sagte Dies nicht; er brachte kein Wort hervor. Der Markgraf kam aus dem Buffet in die Loge zurück und fragte:

— Nun, lieber Graf, haben Sie die Zeit genutzt und Gertruden den Hof gemacht?

Dies schlug dem Fuß den Boden aus. Er ergriff Hut und Ueberrock und zog sich mit fluchtartiger Geschwindigkeit zurück.

„Ich werde es nie über die Lippen bringen!“ brummte er wüthend. Nein, niemals!“

— Sie laufen schon davon? fragte ihn draußen Baron Fillenberg. Wollen wir zu Fuße in den Klub gehen? Es ist ja noch früh.

— Sehr gerne.

Durch das heitere Gepolter Fillenbergs angeregt kam Graf Georg auf den Gedanken, sich bei dem Baron Rathes zu erholen.

— Sagen Sie mir, Baron: Sie haben ja viel gelebt, — wie fingen Sie es an, eine Liebeserklärung zu machen?

— Das habe ich nie gethan! Ich habe immer gewartet, daß man mir eine mache.

— Gut, gut; aber bei Damen der guten Gesellschaft?

— Ach, die Damen der guten Gesellschaft! Man tanzt mit ihnen, so lange man jung ist; man speist bei ihnen, wenn man alt ist und man plaudert immer mit ihnen, wenn man zu plaudern versteht. In einer anderen Weise habe ich mich mit ihnen niemals beschäftigt und ich rathe Ihnen, es auch so zu machen.

— Ja, wenn man aber verliebt ist! . . .

— Diese Krankheit kenne ich nicht, lieber Graf. Die Liebe war mir stets nur ein Appetit, den ich mit Vergnügen

befriedigte. Wenn mir in der guten Gesellschaft eine hübsche Brünette gefiel, dann suchte ich ein Äquivalent . . . hinter den Coulissen oder anderswo; und war's eine Blondine, dann machte ich's genau so. Da müssen Sie sich also an einen Andern wenden. Da kommt uns Herr von Klesheim gerade recht in den Wurf. Das ist ein Don Juan und ein Millionär; der hat seine Tausend und drei gewiß schon längst überschritten. Herr von Klesheim: wenn Sie eine Frau liebten, wie fingen Sie es an, in ihren Besitz zu gelangen?

— Wenn ich liebte? Sie wollen sagen: wenn ich liebe! Seien Sie überzeugt, daß ich auf die Freuden dieser Welt noch nicht verzichtet habe. Ich habe eine sehr einfache Methode: bei mir gibt es keine Einleitung. In meinem Alter wäre Das zu langweilig. Auf ein Papier, das meine Adresse trägt, schreibe ich drei Fragen: Wann? Wo? Wie theuer? — Und die Antwort bleibt nie aus.

— Und wenn's eine Dame der guten Gesellschaft ist? fragte Hillenberg weiter.

— Dann frage ich nicht selbst, sondern lasse durch einen Andern fragen.

— Durch wen? rief Graf Erdödy lebhaft.

— Es gibt schon Leute für solche Dienste: verarmte Freundinnen, Gouvernanten, Lieferantinnen, — kurz, man findet Jemanden.

— Aber es gibt doch Frauen, die man nicht mit Geld gewinnt? — rief Graf Georg, vor Zorn erröthend.

— Freilich, freilich, entgegnete Klesheim; — aber von solchen mag ich nichts wissen, denn sie sind zu theuer.

— Sie sind ein schrecklicher Mensch! sagte Graf Erdödy.

— Armer Georg! Sie sind kein Kind unserer Zeit. Gute Nacht!

Mit diesen Worten trennte sich Hillenberg von seinem jungen Freunde, während Klesheim nach einer andern Seite seiner Wege ging.

Graf Georg hatte kaum drei Schritte gemacht, als er auf Ludwig Turnfort stieß, einen jungen Bühnen-Schriftsteller, der sich sehr schöner Erfolge rühmen durfte. Derselbe kam aus dem Burgtheater, wo ein neues Stück eines seiner Kollegen zum ersten Male gegeben worden war.

— Nun, wie war's? fragte Erdödy.

— Ein Kartenhaus, lieber Freund. Unsinnig, ohne Zusammenhang, ohne Logik.

— Glauben Sie nicht, daß es originell wäre, ein Bühnenstück ohne Liebe zu machen?

— Ich beschäftige mich mit dem Gedanken. Die Liebe ist ein blödes Gefühl, wenn man näher zusieht; sie ist überhaupt kein Gefühl, nur ein Instinkt. Es gibt bewegende Kräfte im Menschen, die viel erhabener sind.

— Gewiß; und dann ist die Liebe auf dem Theater doch rein konventionell.

— So ist es.

— So sehr, daß die Liebeserklärung, diese klassische Scene, im Leben gar nicht vorkommt.

— Niemals.

Graf Georg fühlte sich sehr bewegt. Endlich näherte er sich der Lösung des Problems.

— Ein Mann von Ihrem Geiste macht gewiß nie eine Liebeserklärung? fragte er weiter.

— Fällt mir nicht ein! Aber Sie werden zugeben, daß man auf der Bühne nicht so „japanesisch“ vorgehen kann, wie im Leben?

— Ah! Sie gehen „japanesisch“ vor?

— Jawohl. Sie müssen wissen, daß die Japanesen auf der Bühne den Zuschauern Dasjenige thatsächlich vor Augen führen, was die Europäer in den Romanen durch eine Reihe von Punkten, auf der Bühne aber durch das Senken des Vorhanges ausdrücken. Wenn eine Frau mir gefällt, so beweise ich es ihr sogleich.

— Und willigt sie ein?

— Oft. Wenn sie nicht einwilligt, gehe ich meiner Wege. Das ist ganz einfach.

— Sehr einfach, in der That.

III.

„Wenn eine Frau mir gefällt, so beweise ich es ihr sogleich.“ Das war nicht die Lösung des Problems. Armer Georg! die Manier Turnfort's sagte ihm ganz und gar nicht zu; er fand sie toll.

Von jener unerklärlichen Macht getrieben, welche die Verliebten zur Untervölligkeit geprügelter Hunde verurtheilt, begab sich Graf Erdödy am nächsten Tage zum Fünf-Uhr-Thee bei Gertrud. Zahlreiche Gesellschaft war da und die Markgräfin, von ihren Hausfrauenpflichten in Anspruch genommen, schien sich um ihn nicht viel zu kümmern. Müde und abgespannt — weil er die verfloßene Nacht wenig geschlafen hatte — saß er im Wintergarten unter einer Fächerpalme und hing seinen Gedanken nach. Er kümmerte sich nicht um das Treiben der Andern und hörte kaum das kurze Zwiegespräch zwischen der Hausfrau und einer ihrer Freundinnen, dessen Gegenstand er war. „Was ist denn dem Grafen Erdödy?“ — „Ich weiß es nicht. Bisher war er ein Träumer; nun wird er gar ein Schläfer. Wir wollen ihn nicht wecken . . .“

Die letzte Besucherin war fort und die Thüre geschlossen. Es schlug halb acht Uhr.

Gertrud pflanzte sich vor Georg auf und sagte:

— Nun, Graf, wenn Sie mit Ihrem Geiste so sparen, werden Sie sehr reich werden.

— Oh, Madame, ich träumte . . . ich glaubte . . .

Er hatte sich erhoben.

— Sollte ich Sie etwa, ohne es zu wissen, zu Tische eingeladen haben?

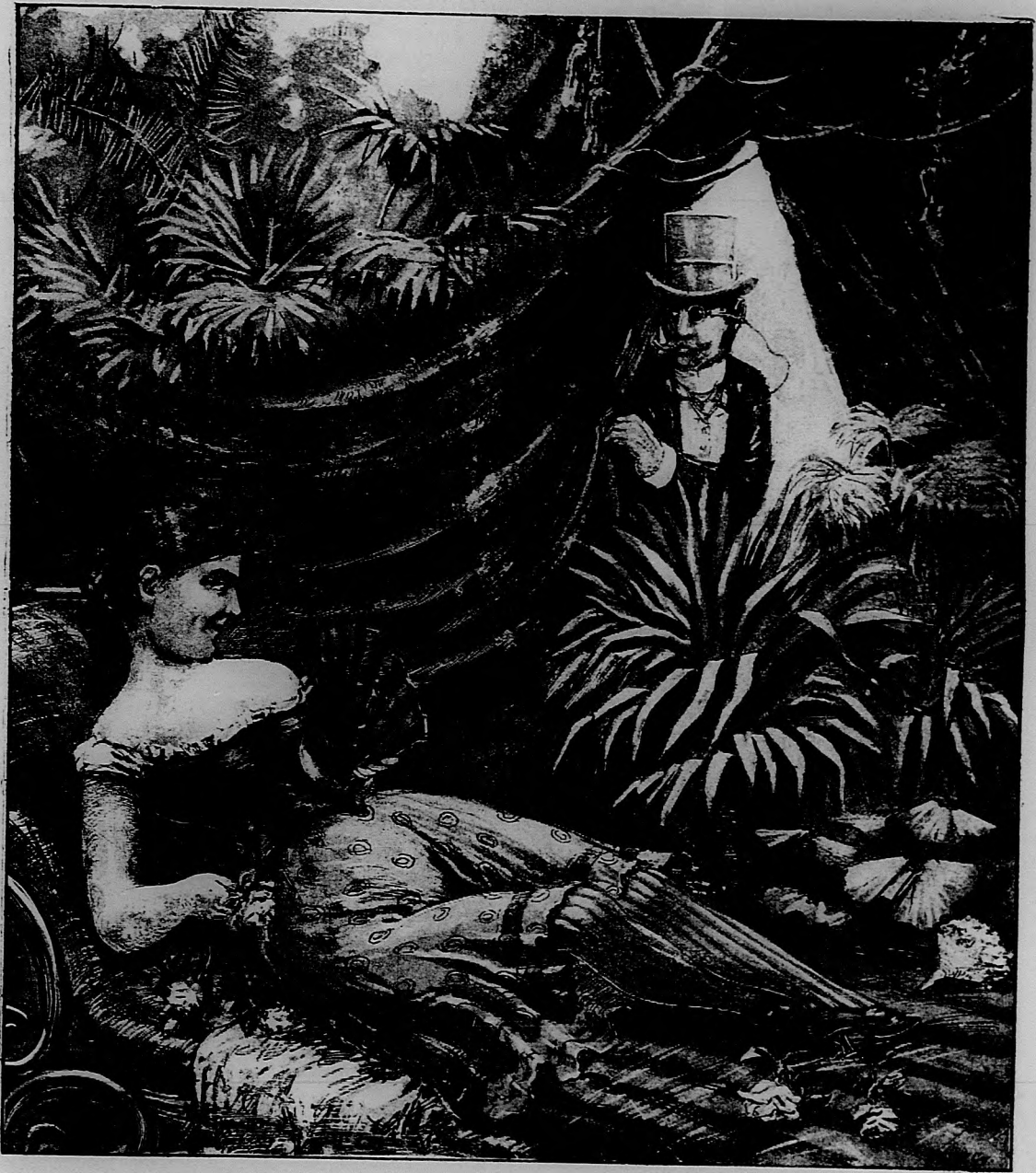
— Nein, Madame, Sie haben mir diese Ehre nicht erwiesen . . .

Nun ließ sich Gertrud nieder, während Georg vor ihr stehen blieb und sie betrachtete.

— Diese Gesellschaften sind langweilig, fürwahr! sprach sie. Es gibt Tage, an welchen mir dieses hohle Treiben lästig wird . . . Doch schauen Sie, was glänzt denn da am Boden? Es ist ein Armreif, den eine der Damen verloren haben muß.

Graf Georg ließ sich auf die Beine nieder, um den Schmuckgegenstand aufzuheben, den ein reizendes Füßchen ihm bezeichnete. An der Stelle, wo er jetzt lag, befand er sich ganz nahe zu ihr und er konnte den zarten Duft einathmen, der

Bei 36 Grad im Schatten.



- Ach, Graf, helfen Sie mir ?
- Was denn ?
- Verschmachten !

ihren Spitzen entströmte. Die Situation verlieh ihm einen nie geahnten Muth; mit entzückten Augen zu ihr aufblickend, wagte er es, eine ihrer Hände zu ergreifen und sie mit seinen Küssen zu bedecken, wobei er flüsterte:

— Ach, Gertrud! wenn Sie wüßten . . .

Sie neigte ihr blondes Haupt zu ihm herab, sagte seinen Kopf mit beiden Händen und sagte leise:

— Ich weiß Alles, seit dem ersten Tage schon . . .

Wissenschaft und Liebe.

Das Lieben das will ich nun lassen
Das Kosen, das Tändeln, Charmieren,
Ich will mich mit Höh'rem befassen
Und will etwas Ernstes studieren.

Vor Allem erforscht' ich die Erde
Und wie's Universum sich führet,
Will seh'n ob das biblische „Werde“
Auch mit der Natur harmoniret.

Die älteste Lehr' ist brahmanisch,
Ich finde Sie hübsch und poetisch,
Doch heut' denkt man kopernikanisch
Und Brahma erscheint homiletisch.

Bald kehret die Welt ptolomäisch
Und bald muliziren die Sphären,
Und plötzlich muß sich galileisch
Die Erde zum Drehen bekehren.

Wer weiß, wenn ich heut' wollt' erfassen
Das Weltssystem kopernikanisch,
Ob ich dies nicht morgen muß lassen,
Ob da nicht die Lehre schon spanisch.

Denn morgen vielleicht ist zu hören,
Daß uns ein Gelehrter verkündet:
Es sind die bisherigen Lehren
Auf Irthümer alle gegründet.

D'rum laß ich das Lernen beiseiten
Und bleibe doch lieber beim Lieben,
Denn das ist seit uralten Zeiten
Noch immer dasselbe geblieben.

Friedrich Streissler.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

III. Wie der liebe Gott Sonne, Mond und Sterne erschuf.

In einer schönen Juninacht, in der Myriaden Sterne am azurnen Himmel lachten, nachdem sie sich viele Stunden lang geküßt und liebkoset hatten, wobei ihnen ihre Bekleidung nicht übermäßig hinderlich war, dachten sie, daß es vergnüglich sein würde, die leuchtenden Sternlein zu betrachten, die da oben am Himmel flimmerten wie goldene Libellen in einem blauen See. Ihr Frauen und Jungfrauen! wenn ein Liebhaber, anstatt Euch süße Geständnisse zuzustüßeln oder zu entlocken, Euch zum Fenster führt, um mit Euch den Mond

und die Sterne zu betrachten, so ist es Euer gutes Recht, gegen einen solchen seltsamen Ritter der Minne alle Mißachtung zu hegen, deren Ihr nur fähig seid; allein Dasjenige, was sehr wenig am Plage wäre, wenn die Augenblicke süßem Zeitvertreiber hold sind, ist durchaus nicht unpassend, wenn die Augenblicke gut genügt worden; — und die himmlischen Lichter zu betrachten ist eigentlich nur eine andere Art, Euren Augen zu huldigen, Ihr Frauen und Jungfrauen!

In jener Juninacht also hatte Azalaïs von Roquemartine — die schönste Dame zwischen der Rhône und dem Adour — sich nicht geweigert, sich an das Fenster des Schloßthürmchens zu lehnen, um den azurnen Nachthimmel zu betrachten in Gesellschaft ihres Herzensfreundes Geralt von Salignac, der nicht nur ein Edelmann war, sondern auch meisterlich die Kunst verstand, galante Komplimente und Liebesgedichte zu dreheln.

Mit einer Stimme, deren Wohlklang die Nachtigall im nahen Gebüsch mit neidvollem Vergnügen hörte, hub denn Dame Azalaïs an:

— Wie sind doch die Sternlein so schön zu betrachten! Man würde schier glauben, daß am herrlich-blauen Himmel wunderbare Blumen, aus flammenden Diamanten geformt, ihre Kelche zitternd erschließen! Ich kann es nicht glauben, wengleich höchst gelehrte Männer es versichern, daß die Sterne Welten seien, gleich unserer armen, finsternen Erde.

Geralt von Salignac hätte sich lieber alle zehn Finger abschneiden lassen, als der Dame Azalaïs zu widersprechen. Und in Wahrheit: wer würde es wagen, anderer Meinung zu sein, als ein schöner Mund? Er beeilte sich denn, mit einer Miene des Entzückens, die ihm sehr wohl anstand, anzurufen:

— Rosenröthe, Helle, Duft, Wärme (Euch meine ich damit, o Freundin meiner Seele!): Ihr habt höchst klug gesprochen! Mit nichten sind jene Lichter aus dunklem Gestein, schwarzer Erde und nebelhaftem Gewässer geformt; und da in jenen Sternlein, mehr als in jeder andern Sache, Schönheit und sanfte Helle wohnen, müssen sie wohl aus Euch oder aus einem Abglanz von Euch gemacht worden sein.

So sehr Azalaïs von Roquemartine an die überschwänglichen Artigkeiten ihres Herzensdieners gewöhnt war, konnte sie diesmal doch nicht umhin, zu finden, daß er über die Grenze des Wahrscheinlichen hinausgegangen sei.

Er aber fuhr fort:

— Daß meine Laute zwischen meinen Fingern in Stücke gehe, so ich nicht zu erhärten vermag, was ich gesagt!

*

Und mit der Miene eines Mannes, der seiner Sache sicher ist, sprach Ritter Geralt weiter:

— Als Gott der Herr am ersten Tage das Licht und am zweiten Tage den Himmel geschaffen hatte, an welchem er, um sich nach gethaner Arbeit zu zerstreuen, ein kleinwenig donnerte, und als er am dritten Tage die Gewässer an einem Orte versammelt hatte, schuf er zu Beginn des vierten Tages die Sonne und den Mond, und er war sehr froh, sie gemacht zu haben, denn er sah voraus, wie herrlich der Mittag sein würde über der blühenden Erde und den schäumenden Meeren,

und wie der sanfte Mond die trümmrigen Nächte mit seinem zarten Lichte erhellen würde! Aber es schien ihm, daß der Mond allein nicht genügen würde, um das Entzücken der Abende auf Erden zu einem vollständigen zu machen; es mußte noch irgend ein anderes Wunder erdienen werden und Gott der Herr sann hierüber nach. In diesem Augenblicke geschah es, daß Ihr, oh süße Freundin meines Herzens! von freudigster Ueberraschung erfüllt, Euch durch die neue Schöpfung erginget.

Bei diesen Worten brach Azalaïs von Koquemartine natürlich in ein helles Lachen aus; wie sollte sie sich einbilden, daß sie schon geboren gewesen wäre zu einer Zeit, da Eva noch nicht im künftigen Eden unter Rosen lächelte?

Ritter Geralt aber fuhr fort:

— Ihr wart denn auch, meine Süße, an jenem vierten Tage der Schöpfung keineswegs das Weib, das Ihr heute seid zum Entzücken meiner Augen und zur Wonne meines Herzens; aber, da alle Frauen — wie männiglich bekannt — Engel im Himmel waren, ehe sie herniederstiegen, um uns arme Männer hier auf Erden zu beglücken, wart Ihr in Eurer himmlischen Aufenthalt die köstlichste der Seraphe Und, wie gesagt, Ihr lustwandeltet auf das Freudigste überrascht, inmitten der Wunder der jungen Schöpfung, voll Bewunderung für die großen, grünen Bäume, auf denen es damals noch keine Vögel gab, und für die blühenden Sträucher. Was Euch aber am besten gefiel, das waren: das Meer, die Seen, die Bäche. Da es hienieden nicht sehr warm war, weil die junge Sonne noch nicht viel Kraft besaß, hatte das Wasser sich allervorten zu Eise gefestigt, so daß es zahllosen größeren und kleineren Spiegeln gleich. Kostet wie Ihr damals schon wart, fandet Ihr ein unsägliches Vergnügen daran, Euch in der Fluth zu betrachten, und die Fluth war nicht minder vergnügt als Ihr selbst, und der Widerschein Eurer Augen, die heller leuchteten, als die Sonne, Eurer Stirne, die an Weiße mit dem ersten Schnee wetteiferte, Eures goldschimmernden Haares, Eurer ganzen Schönheit und Anmuth — die Engel kleiden sich bekanntlich nur in durchsichtige Dunstwolken — waren der Fluth so kostbar, daß sie, nachdem Ihr wieder fort wart, sich wohl hütete, diesen Widerschein fahren zu lassen; sie behielt ihn vielmehr ganz in der Festigkeit ihrer Spiegel. Und so kam es, daß Euer Bild in den Gewässern des Weltalls millionen- und milliardenfach vervielfältigt und vertheilt wurde. Der Herr aber sann mittlerweile noch immer darüber nach, wie er die Schönheit des Nachthimmels vervollkommen solle. Aber sein Grübeln war vergeblich: er fand nichts, was ihm geschaffen zu werden werth dünkte. Schließlich verlor er die Geduld darüber, daß ihm am vierten Tage nichts Rechtes einfallen wollte und in seinem Aerger ergriff er einen Donnerkeil und schleuderte ihn in den unermesslichen Raum. Was nun geschah, werdet Ihr leicht errathen: Am ganzen Firmamente dis in die äußersten Fernen des endlosen Himmelsraumes erglänzten plötzlich Milliarden köstlicher Lichter! Die Sterne waren erschaffen! Denn der Donnerkeil hatte, alles zu Eis gefestigte Wasser in zahllose Stückchen zersplitternd, Euer leuchtendes Bild am Himmel ausgestreut!

*

Dame Azalaïs verzieh ihm mit einem Kusse diese übertriebenen Lobpreisungen und sprach:

— Nun wohl, ich will Euch glauben. Alle diese Sterne sind, da es Euch so beliebt, nur Bruchstückchen meines herrlichen Abglanzes. Aber wettet wir, daß Ihr — und möget Ihr Euch noch so sehr anstrengen — nicht im Stande seid, in diesem oder jenem Sterne diesen oder jenen Theil meines Ichs zu erkennen?

— Ach, Ihr thätet sehr unrecht, eine solche Wette zu wagen! rief der Ritter. Jene beiden Sterne dort weit hinten, ein wenig goldschimmernd, ein wenig blau: das sind Eure Augen. In dem bleichen Schnee der Milchstraße finde ich die Weiße Eurer Schultern und Eures blühenden Busens wieder. Jenes Büschel fast röthlich schimmernder Strahlen ist der leuchtende Glanz Eures Haares; der kleine, röthlichflammende Punkt dort neben dem Orion ist die Spitze Eures kleinen Fingers. Jene liebliche Kamee, über welche eine Wolke einen durchsichtigen Schleier zu breiten scheint, ist Euer lieblicher Nabel; und dort weit hinten, in dem Mysterium des Unbekannten, jener goldige, lebendige, flammende Stern, umgeben von . . .

— Ach, haltet ein! unterbrach ihn hier Dame Azalaïs; — denn Eure Sternkunde ist geeignet, eine ehrbare, etwas prüde Dame, wie ich eine bin, in arge Verlegenheit zu bringen, und Ihr habt so wenig Respekt für die Sterne, daß Ihr schließlich im Stande wäret, mit den Händen darnach zu greifen . . .

Sonnenwende.

Am die Zeit der Sonnenwende
Ging der Winter auch zu Ende.
Mit dem Frühling wuchs der Tag,
Mit dem Tage wuchs mein Lieben,
Und ich sah in Flur und Hag,
Wie die Zweige Blüthen trieben.
Am die Zeit der Sonnenwende
Ging der Sommer auch zu Ende,
Mit dem Winter wuchs die Nacht,
Mit der Nacht wuchs auch mein Lieben,
Denn in meines Herzens Schacht
War es Frühlingszeit geblieben.

A. d. N.

Die Prinzessin von Yang-Fang.

Von Frater Conrad.

Unter den reichlich tausend Inseln, die zum fortgeschrittensten Staate Asiens, zum Kaiserthum Japan gehören, ist Yang-Fang zwar eine der kleinsten, aber gewiß auch die reizendste aller, so daß mit ihr im Vergleiche die schönste der Samoainseln, wie sie die kühne Phantasie eines deutschen Colonial-Enthusiasten sich träumt, weit genug zurückstehen muß.

Yang-Fang bedeutet beiläufig Prinzessin und der Name kommt der Insel erst seit etwa 300 Jahren zu. Ueber den Ursprung desselben erzählten die japanesischen Annalen, die wir eingehend durchforschten, eine allerliebste Geschichte, die wir unseren Lesern mit jener Reserve, die sich zwar nicht die heimi-

ischen Chronisten auferlegen, die uns aber durch die Natur der Sache geboten erscheint, mittheilen wollen.

Vor 300 Jahren regierte nämlich über das Kaiserthum Japan der gewaltige Dntutlu, ausgezeichnet durch große staatsmännische Begabung, reiche philosophische, historische und naturhistorische Kenntnisse und nicht minder durch kriegerischen Ruhm. Wollten wir die Fülle seiner Tugenden im Einzelnen erschöpfend bezeichnen, so würde unsere Erzählung eine derart unliebsame Unterbrechung erfahren, daß wir des lauten und einmüthigen Unwillens unserer Leser sicher wären. Deshalb schweigen wir lieber davon und begnügen uns, seine einzige Schwäche namhaft zu machen und die bestand in der völlig extravaganten Liebe zu seiner Tochter, der liebreizenden Prinzessin Yaho-Yohahu. Sie war sein einziges Kind. Ihre Mutter besaß einen Namen, der bei verschiedenen Chronisten verschieden lautet, den aber die überwiegende Mehrheit der japanischen Historiker und Archäologen mit ziemlicher Sicherheit herausgeklügelt haben will. Darnach würde er lauten: Pikschataratanta. Doch hat auch eine beträchtliche Minorität von Gelehrten mit dem Aufgebot eines geradezu stupenden Scharfsinnes den Nachweis zu führen gesucht, daß der Name der Kaiserin Pikschataratanta lautete, indem sie das „a“, das einer sonst sehr bewährten historischen Quelle abgeht, einer ja immerhin möglichen Schreiblässigkeit zuweisen. Viel trauriger als der Skrupel der öffentlichen und Privatgelehrten von Zipangu ist aber das Schicksal der Kaiserin. Sie starb nämlich in den Wochen und zwar trotz oder wie die bösen Zungen, wenigstens in Kiusiu zischelten, wegen des enormen Aufgebots medicinischer Autoritäten, die an das Krankenlager der engelschönen Dulderin gerufen wurden, worunter auch der Oberanitätsrath von Tokio sich befand. Kaiser Dntutlu war über den Verlust der Gattin, die trotz seiner eben nicht näher nachgewiesenen Tugenden seines Daseins bessere Hälfte war — trostlos, d. h. wir würden diese Phrase gebrauchen, wenn sie nicht gar zu abgedroschen wäre. Nein! er war mehr als trostlos, er geberdete sich so rabiät, daß er sofort nach einer Scheere griff und sich den Kopf eigenhändig bei der Wurzel abschchnitt. Damit begann für Japan die Aera des Fortschritts. Das neue Leben, das den Tod der edlen Kaiserin verursachte, war ein reizend schönes Mädchen, das so freundlich dem Licht und Duft entgegenlächelte, als wäre es völlig schuldlos an dem entsetzlichen Unheil, das es mit seinem Eintritt in die Welt verursacht hatte.

Und auch der Kaiser Dntutlu schien der Ansicht zu sein, daß er selber den größten Theil der Schuld an dem tragischen Vorfall habe, weshalb er beschloß, sein Töchterchen so zu bewahren, daß kein Mann ihm nahen und es gefährden könne. Nachdem sich sein erster, rasender Schmerz gelegt und einem stillen Resignu plattgemacht hatte, sandte er das Kind mit seiner Amme auf das liebliche Eiland Yang-Fang und verbot unter Androhung eines raffinierten hochnothpeinlichen Prozesses jedem Mannsbild den Zutritt zu der herrlichen Insel, die sich von anderen Inseln noch dadurch unterschied, daß sie rings von einem brandenden Meere umfluthet wurde. Das Verbot war freilich nicht ganz nach dem Geschmacke der prinzlichen Amme, die sich aber für sonstigen Entgang durch potenzierte Opiumräschen schadlos hielt. Hier wuchs nun Yaho-Yohahu in jungfräulichen Ehren heran und entwickelte sich zu einem

Mädchen von wunderbarer Schönheit, daß die Frauen, die hie und da zum Besuche des lieblichen Eilandes zugelassen wurden, sie neidlos als die Blume von Yang-Fang priesen. Nach ihren Schilderungen entwarfen auch begeisterte Poeten ein Bild der liebreizenden Maid, das so gelungen ausfiel, daß die Köpfe der goldenen Jugend Japans vor Sehnsucht und Begierde sich zu schaukeln begannen.

Alein so gewaltig auch die Minne im himmlischen Reiche Nr. 2 die Herzen der Jünglinge und Männer bewegt, so erzielt sie doch nie jenes opferfreudige Sichselbstvergessen, das das Ritterthum im Zeitalter des Minnesangs zu tollkühnen Thaten drängte. Wohl gab es einen oder den andern nach Väterart bezopften Jüngling, der gierig hinüberschielte nach dem fluthumspinnenen Paradiese, um mit einem Blicke wenigstens sich zu laben an den gepriesenen Reizen der edlen Prinzessin, aber den Kampf aufzunehmen mit den brandenden Wogen, durch dieselben sich den Weg zum irdischen Eden zu bahnen und mit dem schwanken Riele den stürmischen Gischt zu zwingen — wagte Keiner. Die Gefahren, die das Meer reichlich darbot, waren überdies das geringere Uebel, viel bedenklicher waren die blutrünstigen Dekrete des Kaisers Dntutlu.

Ein japanesischer Jüngling, der einen rundlichen Kopf auf einem etwas länglichen Halse trug und gemeinhin der „Lilienstengel“ hieß, konnte seines Herzens Gelüste gar nicht bezähmen und wallte allabendlich hinaus an den Meeresstrand, um hinüberzulugen nach den blumigen Gestaden von Yang-Fang. Das erfuhr Kaiser Dntutlu und er beschloß, ein Exempel zu statuiren. Er ließ den harmlosen Lilienstengel 1¹/₂ Meter in der Erde eingraben, so daß lediglich Stirn, Ohren, Mund und Kinn herausragten und überantwortete ihn solcher-gestalt den Qualen des Hungers, des Durstes und des Liebesgramms. Noch heute zeigt man dem Touristen an dieser Stelle den Kopf und Hals des unglücklichen Lilienstengels, die dem Alter und dem winzigen Hirn, über das er verfügte, entsprechend aussehn, wie eine zum Petrefakt entartete Zwiebelwurzel.

Wenn Kaiser Dntutlu die Absicht hatte, den Werbungen liebezglühender Jünglinge ein für allemal ein Ziel zu setzen, so erreichte er diese Absicht durch den geschilderten Justizakt vollständig. Die breite, herrliche Allee, die zum Meeresstrande geleitete, vereinsamte völlig.

Yaho-Yohahu war um die Zeit, als der arme Lilienstengel seine arge Lüsterheit mit einem schauervollen Tode gebüßt hatte, zur herrlichen Jungfrau erblüht und wiewohl wir die realistische Lebensauffassung der japanesischen jeunesse dorée kennen, möchten wir es doch lebhaft bezweifeln, ob die über alle Beschreibung erhabenen Reize der vereinsamten Prinzessin nicht doch trotz Meeresbrandung und Lilienstengeltragik einen oder den anderen Tauberich zu einem verwegenen Abenteuer ermuntert hätte. Allein da diese Reize ungesehen blühten, so fehlte ihnen die magnetische Kraft, die sie sonst zweifellos befeßten und ausgeübt hätten und die um so gewaltiger sein mußte, da Prinzess Yaho-Yohahu in ihrer paradisischen Unschuld wandelte, wie einst die spätere Stammutter Eva in ihren jungfräulichen Tagen.

Eines Abends — er war von jener erquickenden Milde und jener wunderbaren Schönheit, daß Lust und Licht durchdrungen schienen von dem lebendigen Hande der Gottheit, die sich als

gluthvolle, das Herz berückende Poesie äußert — wandelte die Prinzessin durch den breiten Palmenhain hinab zum Meeresgestade, das von blüthen- und blumenreichen Gärten umrannt war.

Erfüllt von einem mächtigen Sehnen warf sie sich zwischen Nelken und Rosen auf den sammtweichen Rasen und ließ die glitzernden Meereswellen ihren schneeigen Körper überfluthen, um Kühlung für ihre Gluth zu finden. Plötzlich fühlte sie was Hartes und Compacteres als die Meeresfluth, das ihr momentan den Athem hemmte. Doch da es zur Seite hinabrutschte, beachtete sie es nicht weiter und schlummerte beruhigt und glücklich ein. Nach ungefähr zwei Stunden erwachte Jaho-Johabu und zwar nicht ohne äußere Reizung. Zwei Lippen hatten sich gluthvoll auf die ihrigen gepreßt und als sie die schönen Augen erstaunt aufschlug, schaute sie überrascht auf ein Wesen ihrer und doch wieder ganz anderer Art. Sie litt es geduldig, daß dieser unbekante Jemand sie mit Küssen überfluthete, ja, sie küßte mit und koste, als hätte sie es immer gekannt. Natürlich ging auch ein neugieriges Fragen hin und wieder, von dem wir aus Courtoisie nur so viel verrathen, als zur Herstellung einer nothdürftigen Biographie des jüngsten und sehr unberufenen Bewohners von Yang-Fang unerlässlich ist. Darnach war der Gast, den das reizende Eiland seit wenigen Stunden beherbergte, ein Stamm- und Geschlechts-genosse der Prinzessin und hieß p. p. Prinz A m a r e - A m a t o ; er war zugleich ein jüngerer Zeit- und Schicksalsgenosse des Propheten Jonas, von dem die alten, heiligen Bücher melden. Beim Baden war der Prinz von ungefähr in den Schlund eines Meerthieres, das der Naturgeschichte noch unbekannt war, gerathen und blieb dort verderhand stecken. Als besagtes, incognito reisendes Ungeheuer in die Nähe der Insel Yang-Fang gerieth, kitzelte ihm die dortige Brandung die Speicheldrüsen in solchem Grade, daß dieselben eine ungewohnte Menge von Flüssigkeit absonderten, die aber unter einem allzuschiefen Winkel in den Schlund rauschte und den Prinzen auf den Strand von Yang-Fang schlenderte und fast in die Arme der gepriesenen Schönheit des Eilands. Glücklicherweise blieb es bei einem sehr leichten, kaum merkbaren Streißfuß. Der sammtweiche Boden nahm den Prinzen freundlich auf und ward ihm zum erquickenden Bette, bis die Ohnmacht, in die ihn der ungewohnte salto mortale versetzt, von ihm gewichen war. Erstaunt riß er nach etwa zwei Stunden das Auge auf und sah sich neben dem Wunder von Yang-Fang gebettet. Was weiter geschah, wissen wir. Als das Rosen endlich ein Ende nahm, ging es an ein Ueberlegen, was zu thun sei, um den Zorn Ontutlus, von dem die Prinzessin früher nichts gewußt hatte, von dem Prinzen abzuwenden, ohne den sie sündler nicht mehr leben konnte oder wollte. Da die Liebe erfunderisch macht, so wurde bald ein so raffiniertes Versteck aufgebracht, daß der Scharfsinn des Kaisers es nie und nimmer entdeckt hätte. Prinzessin Jaho-Johabu verlor trotz des Liebesglücks, das ihr das Herz erfüllte, bald ihre frische, blühende Farbe und obwohl sie körperlich eher zunahm, hatte sie doch fortwährend mit Uebelleiten zu kämpfen. Der zärtliche Vater beschloß nun die drei Ober-Eunuchen, die vereint das reichste Conversationslexicon in Schatten stellten, zu Rathe zu ziehen und ließ sie auf die Insel Yang-Fang kommen, indem er ihnen gegenüber

das oben erwähnte grausame Gesetz suspendirte, was er freilich auch ohne alle Bedenken thun konnte.

Die drei Ober-Eunuchen erschienen mit der nöthigen Amtsmiene bekleidet auf der Insel und Jaho-Johabu mußte vor ihnen erscheinen; all ihr Sträuben half ihr nichts. Nach einigem Augenzwinkern und verschiedenen hm! hm! zogen sich die Ober-Eunuchen zurück zur Abfassung einer Staatschrift, die sie dem Kaiser Ontutlu unter dem üblichen Ceremoniell überreichten. Wir verzichten darauf, die Sakschrift der japanesischen Staats-Procuratur in extenso hieherzusetzen; sie war eben so langgedehnt und japanesisch wie ähnliche Schriften es noch heut und nicht nur in Japan sind. Der Tenor der Schrift aber ging dahin, daß nach allen Regeln der Zoologie Prinzessin Jaho-Johabu sich in interessanten Umständen befinde. Nur über die Zeit, seit welcher der status quo ante verändert wurde, einigten sich die drei Ober-Zöpfe Japans nicht; in dieser Richtung differirten ihre Meinungen zwischen dem Zeitraum von 2—4 Monaten. Als Ontutlu Dieses las, fuhr er zunächst voll wilden Grimmes mit der Faust nach der Stelle, wo ihm weiland der Zopf gehangen hatte und da er den Zopf begreiflicher Weise nicht vorfand, so blieb ihm nichts Anders übrig, als die kahle Stelle mit Macht zu reiben, um die Wuth, die ihn hochgradig electrifirt hatte, wenigstens einigermaßen zu entladen. Er schickte zunächst nach der Annie, die bei der Nachricht, die ihr wurde, zusammenschrumpfte, wie ein leerer, schweinslederener Tabakbeutel. Die Arme konnte keine Auskunft geben und da sie selbst der Thäterin, wenn man halbwegs billig dachte, unmöglich geziehen werden konnte, so wurde die Insel nach allen Richtungen hin durchforscht. Nichts fand sich. Vater Ontutlu war in heller Verzweiflung und da er sich scheute, sein unschuldsvolles Töchterlein durch allerhand heikle Fragen in Verlegenheit zu bringen, so ließ er ihr einfach melden, daß am nächsten Tage durch Durchstechung der Dämme Yang-Fang überfluthet und sie selbst auf ein anderes Eiland gebracht werden sollte. Das war nun freilich für die arme Jaho-Johabu eine Hiobspost schrecklichster Art. Die jähe, brennende Sorge um den Prinzen ließ sie alle Vorsicht vergessen. Sie schlich sich nächtlicher Weile zu der Stelle, wo der Prinz verborgen war; diesmal aber besüßelte ihre Schritte nicht die mächtige Sehnsucht, in den Armen des Geliebten das höchste Glück zu genießen, sondern die nagende Sorge um sein Leben. Sie sah nicht, daß ihr vier Schatten geheimnißvoll auf ihren Pfaden folgten. Nachdem der erste, süße Liebesgruß geflüstert und ein langer, glühender Kuß für die harte Trennung entschädigt, wollten sich die beiden Liebenden auf dem dünstigen Rasen niederlassen — da flog, vom ersten Minister gehandhabt, ein Neg über den Prinzen, das ihn wehrlos und zum Gefangenen machte. Ontutlu führte die Prinzessin, die sich wie eine Verzweifelte geberdete, hinweg, indeß die drei Ober-Eunuchen den Prinzen in Sicherheit brachten. Die Prinzessin bat und beschwor ihren Vater mit allen Worten, deren leidenschaftliche Liebe und lodender Zorn fähig sind, das Leben ihres geliebten Prinzen zu schonen, umsonst! Ontutlu ließ sich nur insofern erweichen, daß er dem Prinzen die schimpflichen Torturen erließ, die das Gesetz heißte und ihn durch die drei Minister mittelst einer jüngst erfundenen und rasch arbeitenden Maschine vom Diesseits ins Jenseits befördern lassen

schen Chronisten auferlegen, die uns aber durch die Natur der Sache geboten erscheint, mittheilen wollen.

Vor 300 Jahren regierte nämlich über das Kaiserthum Japan der gewaltige Ontutlu, ausgezeichnet durch große staatsmännische Begabung, reiche philosophische, historische und naturhistorische Kenntnisse und nicht minder durch kriegerischen Ruhm. Wollten wir die Fülle seiner Tugenden im Einzelnen erschöpfend bezeichnen, so würde unsere Erzählung eine derart unliebsame Unterbrechung erfahren, daß wir des lauten und einmüthigen Unwillens unserer Leser sicher wären. Deshalb schweigen wir lieber davon und begnügen uns, seine einzige Schwäche namhaft zu machen und die bestand in der völlig extravaganten Liebe zu seiner Tochter, der liebreizenden Prinzessin Yaho-Yohahu. Sie war sein einziges Kind. Ihre Mutter besaß einen Namen, der bei verschiedenen Chronisten verschieden lautet, den aber die überwiegende Mehrheit der japanischen Historiker und Archäologen mit ziemlicher Sicherheit herausgeklügelt haben will. Darnach würde er lauten: Pikschattaratanta. Doch hat auch eine beträchtliche Minorität von Gelehrten mit dem Aufgebot eines geradezu stupenden Scharfsinnes den Nachweis zu führen gesucht, daß der Name der Kaiserin Pikschattaratanta lautete, indem sie das „a“, das einer sonst sehr bewährten historischen Quelle abgeht, einer ja immerhin möglichen Schreiblässigkeit zuweisen. Viel trauriger als der Strupel der öffentlichen und Privatgelehrten von Zipangu ist aber das Schicksal der Kaiserin. Sie starb nämlich in den Wochen und zwar trotz oder wie die bösen Zungen, wenigstens in Kinsiu zischelten, wegen des enormen Aufgebots medicinischer Autoritäten, die an das Krankenlager der engelschönen Duldlerin gerufen wurden, worunter auch der Oberfamiliärath von Tokio sich befand. Kaiser Ontutlu war über den Verlust der Gattin, die trotz seiner eben nicht näher nachgewiesenen Tugenden seines Daseins bessere Hälfte war — trostlos, d. h. wir würden diese Phrase gebrauchen, wenn sie nicht gar zu abgedroschen wäre. Nein! er war mehr als trostlos, er geberdete sich so rabiast, daß er sofort nach einer Scheere griff und sich den Zopf eigenhändig bei der Wurzel abschchnitt. Damit begann für Japan die Aera des Fortschritts. Das neue Leben, das den Tod der edlen Kaiserin verursachte, war ein reizend schönes Mädchen, das so freundlich dem Licht und Duft entgegenlächelte, als wäre es völlig schuldlos an dem entsetzlichen Unheil, das es mit seinem Eintritt in die Welt verursacht hatte.

Und auch der Kaiser Ontutlu schien der Ansicht zu sein, daß er selber den größten Theil der Schuld an dem tragischen Vorfall habe, weshalb er beschloß, sein Töchterchen so zu bewahren, daß kein Mann ihm nahen und es gefährden könne. Nachdem sich sein erster, rasender Schmerz gelegt und einem stillen Resigno plaggemacht hatte, sandte er das Kind mit seiner Amme auf das liebliche Eiland Yang-Yang und verbot unter Androhung eines raffinierten hochnothpeinlichen Prozesses jedem Mannsbild den Zutritt zu der herrlichen Insel, die sich von anderen Inseln noch dadurch unterschied, daß sie rings von einem brandenden Meere umfluthet wurde. Das Verbot war freilich nicht ganz nach dem Geschmacke der prinzlichen Amme, die sich aber für sonstigen Entgang durch potenzierte Opiumräschen schadlos hielt. Hier wuchs nun Yaho-Yohahu in jungfräulichen Ehren heran und entwickelte sich zu einem

Mädchen von wunderbarer Schönheit, daß die Frauen, die hie und da zum Besuche des lieblichen Eilandes zugelassen wurden, sie neidlos als die Blume von Yang-Yang priesen. Nach ihren Schilderungen entwarfen auch begeisterte Poeten ein Bild der liebreizenden Maid, das so gelungen ausfiel, daß die Zöpfe der goldenen Jugend Japans vor Sehnsucht und Begierde sich zu schaukeln begannen.

Allein so gewaltig auch die Minne im himmlischen Reiche Nr. 2 die Herzen der Jünglinge und Männer bewegt, so erzielt sie doch nie jenes opferreudige Sichselbstvergeben, das das Ritterthum im Zeitalter des Minnesangs zu tollkühnen Thaten drängte. Wohl gab es einen oder den andern nach Väterart bezopften Jüngling, der gierig hinüberschielte nach dem fluthumpfommenen Paradiese, um mit einem Blicke wenigstens sich zu laben an den gepriesenen Reizen der edlen Prinzessin, aber den Kampf aufzunehmen mit den brandenden Wogen, durch dieselben sich den Weg zum irdischen Eden zu bahnen und mit dem schwanken Kiele den stürmischen Gischt zu zwingen — wagte Keiner. Die Gefahren, die das Meer reichlich darbot, waren überdies das geringere Uebel, viel bedenklicher waren die blutrünstigen Dekrete des Kaisers Ontutlu.

Ein japanesischer Jüngling, der einen runderlichen Kopf auf einem etwas länglichen Halse trug und gemeinhin der „Lilienstengel“ hieß, konnte seines Herzens Gelüste gar nicht bezähmen und wallte allabendlich hinaus an den Meeresstrand, um hinüberzulugen nach den blumigen Gestaden von Yang-Yang. Das ersuhr Kaiser Ontutlu und er beschloß, ein Exempel zu statuiren. Er ließ den harmlosen Lilienstengel $1\frac{1}{2}$ Meter in der Erde eingraben, so daß lediglich Stirn, Ohren, Mund und Kinn herausragten und überantwortete ihn solchergestalt den Qualen des Hungers, des Durstes und des Liebesgramms. Noch heute zeigt man dem Touristen an dieser Stelle den Kopf und Hals des unglücklichen Lilienstengels, die dem Alter und dem winzigen Hirn, über das er verfügte, entsprechend aussehen, wie eine zum Petrefakt entartete Zwiebelwurzel.

Wenn Kaiser Ontutlu die Absicht hatte, den Werbungen liebeglühender Jünglinge ein für allemal ein Ziel zu setzen, so erreichte er diese Absicht durch den geschilderten Justizakt vollständig. Die breite, herrliche Allee, die zum Meeresstrande geleitete, vereinsamte völlig.

Yaho-Yohahu war um die Zeit, als der arme Lilienstengel seine arge Lüsterheit mit einem schauervollen Tode gebüßt hatte, zur herrlichen Jungfrau erblüht und wiewohl wir die realistische Lebensauffassung der japanesischen jeunesse dorée kennen, möchten wir es doch lebhaft bezweifeln, ob die über alle Beschreibung erhabenen Reize der vereinsamten Prinzessin nicht doch trotz Meeresbrandung und Lilienstengeltragik einen oder den anderen Tauberich zu einem verwegenen Abenteuer ermuntert hätte. Allein da diese Reize ungesehen blühten, so fehlte ihnen die magnetische Kraft, die sie sonst zweifellos besessen und ausgeübt hätten und die um so gewaltiger sein mußte, da Prinzess Yaho-Yohahu in ihrer paradiesischen Unschuld wandelte, wie einst die spätere Stammutter Eva in ihren jungfräulichen Tagen.

Eines Abends — er war von jener erquickenden Milde und jener wunderbaren Schönheit, daß Lust und Licht durchdrungen schienen von dem lebendigen Hande der Gottheit, die sich als

gluthvolle, das Herz berückende Poesie äufert — wandelte die Prinzessin durch den breiten Palmenhain hinab zum Meeresgestade, das von blüthen- und blumenreichen Gärten umrannt war.

Erfüllt von einem mächtigen Sehnen warf sie sich zwischen Nelken und Rosen auf den sammtweichen Rasen und ließ die glitzernden Meereswellen ihren schneeigen Körper überfluthen, um Kühlung für ihre Gluth zu finden. Plötzlich fühlte sie was Hartes und Compacteres als die Meeresfluth, das ihr momentan den Athem hemmte. Doch da es zur Seite hinabrutschte, beachtete sie es nicht weiter und schlummerte beruhigt und glücklich ein. Nach ungefähr zwei Stunden erwachte Jaho-Johahu und zwar nicht ohne äußere Reizung. Zwei Lippen hatten sich gluthvoll auf die ihrigen gepreßt und als sie die schönen Augen erstaunt aufschlug, schaute sie überrascht auf ein Wesen ihrer und doch wieder ganz anderer Art. Sie litt es geduldig, daß dieser unbekanntes Jemand sie mit Küffen überfluthete, ja, sie küßte mit und koste, als hätte sie es immer gekannt. Natürlich ging auch ein neugieriges Fragen hin und wieder, von dem wir aus Courtoisie nur so viel verrathen, als zur Herstellung einer nothdürftigen Biographie des jüngsten und sehr unberufenen Bewohners von Yang-Fang unerlässlich ist. Darnach war der Gast, den das reizende Eiland seit wenigen Stunden beherbergte, ein Stamm- und Geschlechts-genosse der Prinzessin und hieß p. p. Prinz A m a r e - A m a t o ; er war zugleich ein jüngerer Zeit- und Schicksalsgenosse des Propheten Jonas, von dem die alten, heiligen Bücher melden. Beim Baden war der Prinz von ungefähr in den Schlund eines Meeresthieres, das der Naturgeschichte noch unbekannt war, gerathen und blieb dort verderhand stecken. Als besagtes, incognito reisendes Ungeheuer in die Nähe der Insel Yang-Fang gerieth, kitzelte ihm die dortige Brandung die Speicheldrüsen in solchem Grade, daß dieselben eine ungewohnte Menge von Flüssigkeit absonderten, die aber unter einem allzuschiefen Winkel in den Schlund rutschte und den Prinzen auf den Strand von Yang-Fang schleuderte und fast in die Arme der gepriesenen Schönheit des Eilands. Glücklicherweise blieb es bei einem sehr leichten, kaum merkbaren Streifschuß. Der sammtweiche Boden nahm den Prinzen freundlich auf und ward ihm zum erquickenden Bette, bis die Ohnmacht, in die ihn der ungewohnte salto mortale versetzt, von ihm gewichen war. Erstaunt riß er nach etwa zwei Stunden das Auge auf und sah sich neben dem Wunder von Yang-Fang gebettet. Was weiter geschah, wissen wir. Als das Rosen endlich ein Ende nahm, ging es an ein Ueberlegen, was zu thun sei, um den Zorn Dntutlus, von dem die Prinzessin früher nichts gewußt hatte, von dem Prinzen abzuwenden, ohne den sie fürder nicht mehr leben konnte oder wollte. Da die Liebe ersunderlich macht, so wurde bald ein so raffiniertes Versteck aufgebracht, daß der Scharfsinn des Kaisers es nie und nimmer entdeckt hätte. Prinzessin Jaho-Johahu verlor trotz des Liebesglücks, das ihr das Herz erfüllte, bald ihre frische, blühende Farbe und obwohl sie körperlich eher zunahm, hatte sie doch fortwährend mit Uebelkeiten zu kämpfen. Der zärtliche Vater beschloß nun die drei Ober-Eunuchen, die vereint das reichste Conversationslexicon in Schatten stellten, zu Rathe zu ziehen und ließ sie auf die Insel Yang-Fang kommen, indem er ihnen gegenüber

das oben erwähnte grausame Gesetz suspendirte, was er freilich auch ohne alle Bedenken thun konnte.

Die drei Ober-Eunuchen erschienen mit der nöthigen Amtsmiene bekleidet auf der Insel und Jaho-Johahu mußte vor ihnen erscheinen; all ihr Sträuben half ihr nichts. Nach einigem Augenzwinkern und verschiedenen hm! hm! zogen sich die Ober-Eunuchen zurück zur Abfassung einer Staatschrift, die sie dem Kaiser Dntutlu unter dem üblichen Ceremoniell überreichten. Wir verzichten darauf, die Sagschrift der japanesischen Staats-Procuratur in extenso hieherzusetzen; sie war eben so langgedehnt und japanesisch wie ähnliche Schriften es noch heut und nicht nur in Japan sind. Der Tenor der Schrift aber ging dahin, daß nach allen Regeln der Zoologie Prinzessin Jaho-Johahu sich in interessanten Umständen befinde. Nur über die Zeit, seit welcher der status quo ante verändert wurde, einigten sich die drei Ober-Zöpfe Japans nicht; in dieser Richtung differirten ihre Meinungen zwischen dem Zeitraum von 2—4 Monaten. Als Dntutlu Dieses las, fuhr er zunächst voll wilden Grimmes mit der Faust nach der Stelle, wo ihm weiland der Zopf gehangen hatte und da er den Zopf begreiflicher Weise nicht vorfand, so blieb ihm nichts Anders übrig, als die fahle Stelle mit Macht zu reiben, um die Wuth, die ihn hochgradig electrifirt hatte, wenigstens einigermaßen zu entladen. Er schickte zunächst nach der Amme, die bei der Nachricht, die ihr wurde, zusammenschrumpfte, wie ein leerer, schweinslederner Tabakbeutel. Die Amme konnte keine Auskunft geben. Und da sie selbst der Thäterschaft, wenn man halbwegs billig dachte, unmöglich geziehen werden konnte, so wurde die Insel nach allen Richtungen hin durchforscht. Nichts fand sich. Vater Dntutlu war in heller Verzweiflung und da er sich scheute, sein unschuldsvolles Töchterlein durch allerhand heikle Fragen in Verlegenheit zu bringen, so ließ er ihr einfach melden, daß am nächsten Tage durch Durchstechung der Dämme Yang-Fang überfluthet und sie selbst auf ein anderes Eiland gebracht werden sollte. Das war nun freilich für die arme Jaho-Johahu eine Hiobspost schrecklichster Art. Die lähe, brennende Sorge um den Prinzen ließ sie alle Vorsicht vergessen. Sie schlich sich nächtlicher Weile zu der Stelle, wo der Prinz verborgen war; diesmal aber besüßelte ihre Schritte nicht die mächtige Sehnsucht, in den Armen des Geliebten das höchste Glück zu genießen, sondern die nagende Sorge um sein Leben. Sie sah nicht, daß ihr vier Schatten geheimnißvoll auf ihren Pfaden folgten. Nachdem der erste, süße Liebesgruß geflüstert und ein langer, glühender Kuß für die harte Trennung entschädigt, wollten sich die beiden Liebenden auf dem dufstigen Rasen niederlassen — da flog, vom ersten Minister gehandhabt, ein Netz über den Prinzen, das ihn wehrlos und zum Gefangenen machte. Dntutlu führte die Prinzessin, die sich wie eine Verzweifelte geberdete, hinweg, indeß die drei Ober-Eunuchen den Prinzen in Sicherheit brachten. Die Prinzessin bat und beschwor ihren Vater mit allen Worten, deren leidenschaftliche Liebe und lodernder Zorn fähig sind, das Leben ihres geliebten Prinzen zu schonen, umsonst! Dntutlu ließ sich nur insoweit erweichen, daß er dem Prinzen die schimpflichen Torturen erließ, die das Gesetz heißte und ihn durch die drei Minister mittelst einer jüngst erfundenen und rasch arbeitenden Maschine vom Diesseits ins Jenseits befördern lassen

wollte. Das Urtheil wurde dem Prinzen verkündet und das Instrument herbeigeschafft. Der Prinz rüstete sich mit stoischem Gleichmuth zum Tode, der für ihn keine Schrecken haben konnte, denn

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Ist mit dem Tode zu theuer nicht erkauft.

Und er hatte länger als einen Augenblick und öfters im Paradiese gewohnt.

Das Todesinstrument glich einem kleinen Häuschen, von dessen Siebel das todbringende Fallbeil niedersank. Die Prinzessin warf sich zum letzten Versuche vor dem harten Vater auf die Kniee, als Prinz Amare Amato — die Prinzessin nannte ihn kosennd Amo — mit den Ober-Gnaden ins Häuschen trat. Ihre Thränen und Bitten fruchteten nichts — der Kaiser winkte den Henkern — und trug die ohnmächtige Naho hinweg. Im Häuschen aber ging eine merkwürdige Scene vor sich, über deren Details wir nicht unterrichtet sind. Thatsache ist nur, daß nach circa 5 Minuten Prinz Amare dasselbe verließ, belastet mit drei blutenden Häuptern, die er, die Augen wild rollend, dem Kaiser Tuntlu vor die Füße schleuderte. Die Prinzessin war mittlerweile aus ihrer Ohnmacht erwacht und stog selig beglückt in die Arme ihres Geliebten. Prinz Amare befahl nunmehr dem Kaiser Tuntlu, daß er in einer allerhöchsten Schrift, gerichtet an die oberste Staatsbehörde von Japan, auf das Kaiserthum zu seinen und seiner Tochter Gunsten verzichte und sich selbst auf Yang-Fang, als dem ihm eingeräumten Altenthum zurückziehe, wo ihm niemand als die alte, watschelnde, ehemalige Amme der Prinzessin Gesellschaft leisten dürfe. Tuntlu fügte sich in das Unvermeidliche und erbat sich lediglich 2 Schock Gänsefedern und 2 Rieß Papier, um seine Memoiren niederzuschreiben.

Prinz Amare bestieg nun den Thron Japans, von dem gesammten Volke aufs freudigste begrüßt. Prinzessin Naho aber beschenkte ihn bereits nach 4 Monaten mit einem bildschönen Knaben und strafe somit die Berechnungen der drei Ober-Gnaden, die ein so tragisches Ende genommen hatten, Lügen. Der Knabe blieb aber nicht vereinzelt, es folgten weitere 11 wohlgelungene Exemplare, die der Dynastie Amare-Amate eine Dauer aere perennius verhießen.



aviar = Schnitten.

Chest and.

„Nun, wie bist Du mit Deinem Mann zufrieden, liebe Clementine?“

„Nun, ich kann mich nicht beklagen, er weiß mich stets zur rechten Zeit allein zu lassen.“

*

„Sackerlot! jetzt heißt es leise auftreten denn wenn sie aufwacht — komme ich wieder die ganze Nacht nicht dazu, zu schlafen.“

*

Damen vom Theater.

Schauspielerin: „In einer Woche soll ich die Gräfin Udojshkin spielen. Jetzt fehlt mir nur noch ein Graf, der die Garderobe bezahlt.“

*

Deutlich.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten, mein Fräulein?“
„Bitte. Aber machen Sie mir nicht schon auf der Straße Erklärungen.“

*

Im Theater.

„Diese endlosen Ballette langweilen mich gräßlich!“
„Ah bah! Das längste Ballet amüsirt mich, wenn die Köckchen nur recht kurz sind.“

Gw—r.

*

Kinder mund.

In die Sonntagschule tritt verlegen ein kleiner Junge, den die Lehrerin noch nicht gesehen hat.

— Wie heißt Du, mein Kleiner?

— Joseph.

— Und Dein Vater?

— Ich habe keinen.

— Und Deine Mutter?

— Ich habe keine.

— Ach, armer Kleiner: wie bist Du dann in diese Welt gekommen?

— Meiner Tante ist einmal ein Malheur passiert . . .

Pfingstrose.

(13)

Roman von Armand Silvestre.

Man sei nicht übermäßig empört über den schlechten Spaß, welchen Maxime sich da erlaubte. Sehr ernste Menschen kommen oft in die Lage, einer solchen Verhöhnung nicht widerstehen zu können.

Nach der kleinen kalligraphischen Uebung, die wir geschildert, schob Maxime Aubry das Manuscript Natimols in die Tasche und ersetzte es durch das seinige. Dann setzte er sich wieder auf das Kanapé hin, wo er früher gesessen, und nahm die Miene eines gelangweilten Bittstellers an.

— Bitte tausendmal um Verzeihung! rief Natimol, als er endlich zurückkehrte. Wieder eine Bestellung, der ich nicht zu entinnen vermochte. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, da auch Sie diese Belästigungen werden kennen lernen. Einstweilen genießen Sie noch das Glück, einige freie Zeit zu haben. Gestatten Sie, daß ich dieses Briefchen beendige.

Er setzte sich wieder an den Tisch, tauchte die Feder in die Tinte und Maxime konnte nun sehen, wie er mit großer Ruhe seinen Brief dort fortsetzte, wo er ihn vorher abgebrochen hatte. Der Spaß war gelungen und Maxime hatte eine Aenderung großer Heiterkeit, als er daran dachte, welches Gesicht der „Herr Graf“ bei Durchlesung dieses Briefes machen würde. Natimol hatte eben unterzeichnet und schickte sich an, das Billet in eine Enveloppe zu schieben, als der Diener wieder eintrat und eine Karte überreichte.

— Tankred Ratin, las Natimol. Herr Maxime Aubry, Sie kennen ohne Zweifel Ihren Kollegen Tankred Ratin?

— Er war mein Ateliergenosse und ist mein Freund geblieben, erwiderte Maxime einfach.

— Das ist ein wahrhaft begabter Mann, dessen Kunst fürwahr unsere Stimmen verdient. Man sagt mir, daß auch er sich um die Stelle in der Akademie bewirbt. Ich will offen mit Ihnen reden, Herr Maxime Aubry: es wäre mir unmöglich, ihm meine Stimme nicht zu geben. Wohl sagt man, daß er mich ein wenig kopirt. In seiner Malerei bewundert man dieselbe Klarheit der Zeichnung, dieselbe Kraft der Farbengebung. Allein, man ahmt doch immer Jemandem nach und wir dürfen Niemandem dafür grollen, daß er sich uns zum Muster genommen. Besuchen Sie mich zuweilen, gerne ertheile ich Rathschläge. Nicht Jedermann ist so begabt wie Ratin, aber Jeder kann etwas Gutes schaffen. Auf Wiedersehen denn, lieber Herr Aubry; war sehr erfreut, ein Weilschen mit Ihnen plaudern zu können.

„Ei, macht er sich etwa lustig über mich?“ fragte sich Aubry, indem er sich vor der gönnerhaften Handbewegung verneigte, mit welcher Ratinol ihn hinausgeleitete. — „Nun, in jedem Falle habe ich es ihm vergolten.“

Im Vorzimmer traf er Ratin und die Beiden reichten sich freundschaftlich die Hände.

— Seine Stimme ist Dir sicher, sagte Maxime leise.

— Ich danke Dir, alter Kamerad, erwiderte Ratin.

Die Folgen der gefährlichen Fälschung, deren Maxime sich schuldig gemacht hatte, ließen nicht lange auf sich warten. Der „Herr Graf“ gab eben ein großes Diner, als man ihm den Brief Ratinols brachte.

— Der Brief ist von meinem gewöhnlichen Maler, sprach der Hausherr mit vieler Würde zu seinen Gästen. Erlauben Sie, daß ich denselben laut lese. Er hat eine jener schönen Schriften, die uns verlocken, das Geschriebene laut zu deklamiren.



Und er las mit zufriedenen Lächeln ganz laut, mit besonderer Betonung der für ihn schmeichelhaften Worte, den von Maxime gefälschten Brief. Doch als er zu der famosen Stelle kam: „Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen mein edles Hintertheil zu zeigen“ — bei welcher er im raschen Zug des Lesens nicht mehr innehalten konnte, da ward sein Gesicht in eine solche Röthe getaucht, neben welcher die Farbe des vor ihm stehenden Himmels verblaßte. Jene seiner Gäste, die sich bemeistern konnten, erhoben sich mit einem Gemurmel erheuchelter Entrüstung; die Anderen stopften sich die Servietten in den Mund, um nicht in ein helles Gewieher auszubrechen.

— Ich weiß, was ich zu thun habe, sprach der Gastgeber ernst und würdig. Und ich kenne auch den Beweggrund dieses Schimpfes. Er hat Das gethan, weil ich ihm den „Tod des Philettet“ zurückwies, ein abscheuliches Bild, das er mir durchaus anhängen wollte. Doch wir werden ja sehen, wer zuletzt lacht.

Das Gastmahl verlief nunmehr in einer frostigen Stimmung. Man sprach wenig und aß sehr viel, was den Meisten am liebsten ist.

Am folgenden Morgen empfing Ratinol, mit einem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen, zwei sehr korrekt gekleidete Herren, die Niemand Andere waren, als die Zeugen des Herrn Grafen. Er fiel aus allen Wolken, als er den Zweck ihres Kommens vernahm. Er betheuerte seine Unschuld mit solcher Hestigkeit, daß die Zeugen nicht daran zweifelten, das Opfer einer Mystifikation vor sich zu haben. Als in Ehrensachen erfahrene Leute mußten sie jedoch darauf bestehen, daß Ratinol eine Erklärung ausfertige.

Für die Selbsterniedrigungen, die er in dieser Erklärung unterschrieb, entschädigte sich Ratinol, nachdem die Herren sich entfernt hatten, durch einen maßlosen Zornes-Ausbruch. Wer hat ihm diesen schändlichen Streich spielen können? Zwei Männer waren in seinem Atelier allein geblieben, während sein Brief noch offen dalag. Sollte Maxime Aubry es gethan haben? Ach, unmöglich! dieser stille, melancholische Mensch ohne Talent und ohne Einbildungskraft. Dann war's Ratin! dieser Ratin, von dem man sich so viele schlimme Streiche erzählt. Und diesem Hallunken wollte ich meine Stimme geben! Im Geheimen, ohne von seinem eigenen Mißgeschick zu reden, begann er unter den Malerkollegen die schmäzlichsten Gerüchte über die Moralität Ratin's zu verbreiten. Ratin sei ein Verführer unschuldiger Mädchen, Ratin treibe verbotenen Fischefang, Ratin kopire ihn knechtisch, Ratin verleumde alle Kollegen. Das letztere Argument gab den Ausschlag. Diese für Ratin feindselige Stimmung kam Maxime zu Gute; er ward mit ansehnlicher Mehrheit in die Akademie gewählt. Helene war glücklich über diesen Erfolg des Mannes, den sie in gleicher Weise bewunderte und liebte.

X.

Wir sind dem Lauf der Zeit gefolgt, wie ein Wegweiser, indem wir nur die Haltepunkte auf der zurückgelegten Bahn bezeichneten. Achtzehn Jahre sind verflossen, seitdem am Abende des Pfingstfestes ein Kind inmitten eines Regens von Rosenblättern vom Himmel fiel, gerademweges in die zärtlich verschlungenen Arme Maxime's und Helenens, um durch eine sanfte, geheimnißvolle Kette ihre Herzen, die für das Ideal des Guten schwärmten, noch enger an einander zu schließen.

Auch Gontran war herangewachsen. Aus dem eigensinnigen Kinde war ein willensstarker Jüngling geworden, der dem Vaterlande seine Dienste weihte und von kräftigstem Hass gegen die Deutschen erfüllt war.

Herr Boisrobin hatte natürlich den Wunsch gehegt, daß sein Sohn die Rechte studire und Advokat oder Richter werde. Er selbst hatte bei dem Metier so gut seine Rechnung gefun-

den, daß er für seinen Sohn nichts Besseres wünschen konnte, als eine der seinigen verwandte Laufbahn.

Allein, Gontran hatte nichts von Alldem hören wollen. Er träumte von der Revanche und war Soldat geworden. Nachdem er die Militärschule zu St. Cyr absolviert, war er als Lieutenant zur Infanterie gegangen. Er lag zu Belfort in Garnison, an der Grenze, wo die ersten Kugeln pfeifen sollten. Er war ein großer, kräftiger Junge, streng im Dienste, aber ein Freund der Soldaten. Er las nur militärische Bücher und Schriften und hatte sich aus der Kindheit sehr viel Sinn für die materiellen Genüsse bewahrt. In seinem Wesen war keine Spur von Poesie zu finden. Das Verhältniß seiner Mutter mit dem Maler Maxime Aubry hatte noch nicht jenen platonischen Charakter angenommen, der ihm, dem Sohn, gestattet haben würde, unbedenklich im elterlichen Hause zu wohnen.

Frau Boisrobin besaß in der That noch alle verführerischen Reize der Frau, die geliebt sein will. Obgleich sie die Vierzig hinter sich hatte, durfte sie noch immer ein Glück anstreben, welches zu theilen sie sehr würdig war.

Im Genusse der Zärtlichkeit einer solchen Frau war Maxime fürwahr nicht zu beklagen. Aber vielleicht hätte er mit mehr Entgegenkommen aufnehmen sollen, was ein Ausflug von Koketterie an Schmeicheleien und Verhättselndem in diese Zärtlichkeit legte.



Helene befand sich in jenem Abschnitte des Lebens, in welchem die Frauen, die Geist — selbst in der Liebe — haben, sich bereits damit beschäftigen, Vergeltung für ihren Lebenswandel zu erlangen und durch ein Mehr an traulicher Hingebung trachten, uns die Crute an Schönheit und Jugend vergessen zu machen, welche die Zeit bereits auf ihrem Lebenswege gemacht hat. Ich kenne nichts Nührenderes als dies.

Helene war denn niemals zärtlicher und hingebender für ihren Geliebten gewesen, als jetzt. Sie betundete eine fieberhafte Hast, nichts von den ihr noch statthaften Freuden zu

verlieren. Denn nebst dem Gefühl des Niederganges, das sich gleich der geheimnißvollen Musik der Abenddämmerung meldet, ahnte sie auch, daß die Rückkehr Pflingstrose's in ihr Haus ihr alsbald eine Zurückhaltung auferlegen werde, welche die unbegreifliche Vertrauensseligkeit ihres Gatten ihr bisher erspart hatte.

Pflingstrose zählte jetzt achtzehn Jahre und es trat die Nothwendigkeit ein, sie aus der Pension abzuholen, wo ihre Erziehung nunmehr vollendet war. Ohne daß die Gesundheit des Kindes dabei gelitten hätte, war ihr die Gefangenschaft dennoch allgemach zur Last geworden. Der Ort, der in ihrer Kindheit ihr ein weiches Nest geschienen, war jetzt ein Käfig für sie geworden. Sie war ein wenig blaß und ihre Augen hatten ihren heiteren Glanz eingebüßt. Nur die tatsächliche Verlegenheit, wie man ihr ein Familienleben schaffen sollte, hatte ihre im Prinzip beschlossene Heimkehr verzögert. Anfangs hatte Maxime daran gedacht, er werde sie öffentlich als seine natürliche Tochter bezeichnen und in sein Haus aufnehmen. Es wäre von Helene sehr klug gewesen, nach dieser Lösung zu greifen. Aber ein unerklärliches Gefühl trieb sie dazu, sich diesem Vorschlage zu widersetzen. Sie führte ihm eine Menge Gründe an, ohne den richtigen zu nennen. Sie meinte, die Klientel Maximes, eine Portrait-Klientel, der er sein Vermögen verdankte, sei von Vorurtheilen erfüllt. Es würde einen schlechten Eindruck machen, wenn man solche Dinge erführe. Und wen würde man dem Mädchen zur Seite geben? Victoire paßte nicht recht für eine Haushälterin. Man würde also eine Fremde in das Haus einführen und sie vielleicht in den Stand der Dinge einweihen müssen. Unter so bewandten Umständen wäre es besser, daß Pflingstrose bei ihr — bei Helene — sei.

Aber wie sollte man Boisrobin dazu vermögen, dieses neue Gesicht unter seinem Dache aufzunehmen?

In Wirklichkeit war Boisrobin von seinen politischen Strebungen dermaßen in Anspruch genommen, daß er es kaum bemerkt haben würde. Zweimal schon war er nahe daran, ein Minister-Portefeuille zu erlangen. Was kümmerte er sich um sein Heim? Sein wahres Heim war Frankreich, an dessen Regierung er theilnehmen wollte.

Da war es denn nicht schwer, Pflingstrose ins Haus einzuführen unter dem Vorwande, daß sie nur einige Tage daselbst zubringen solle, und sie dann ganz zu behalten.

Maxime hätte das Kind lieber bei sich gehabt; aber Helene gab nicht nach.

Man schickte sich an, nach Corbeil zurückzukehren. Der Frühling war wieder gekommen. Sie verabredeten, daß sie Pflingstrose unter dem Vorwande kommen lassen würden, daß der Arzt ihr Landluft verordnet habe. Maxime sollte ebenfalls, wie in den früheren Jahren, den Sommer daselbst verbringen und ihre Adoptivtochter im Zeichnen, wenn sie Lust dazu hat, auch im Malen unterrichten.

(Fortsetzung folgt)